

**DIAKONISSEN
HAUS TELTOW**

Diakoniewerkschau 4 / 2025

Nachrichten aus dem Diakonissenhaus

- Seite 4** Ich gehe mit großer Neugier –
Vorstand i. R. Lutz Ausserfeld blickt zurück
- Seite 10** 75 Jahre Poli Reil
- Seite 20** Der Sterne-Koch mit
dem Gurkenschäler





Prof. h.c. Hans-Ulrich Schmidt im Kreise des Leitungsteams des Diakonissenhaus Teltow



Liebe Leserinnen und Leser,

Sie halten die letzte Diakoniewerkschau-Ausgabe des Jahres 2025 in den Händen. Viermal im Jahr greifen wir Themen auf, die uns im Unternehmensverbund beschäftigen und berichten darüber, wie wir Fragestellungen in unseren Einrichtungen in Halle, Berlin und Brandenburg angehen. Sehr oft finden wir Parallelen, denn die Herausforderungen und Aufgaben sind in den Einrichtungen ähnlich: Wie können wir die uns selbst gegebene Aufgabe – Menschen in herausfordernden Situationen gut begleiten – angehen und meistern? Wie stellen wir uns den sich immer wieder ändernden Rahmenbedingungen? Und vor allem schauen wir immer wieder auf Menschen, die den Unternehmensverbund ausmachen. Auf Hauptamtliche und Ehrenamtliche, auf Mitarbeitende ganz nah an den zu Begleitenden und auf die im Hintergrund Agierenden.

In der aktuellen Ausgabe richten wir den Blick an die Spitze des Unternehmens. Dort hat sich zum 1. Oktober 2025 ein personeller Wechsel vollzogen. Nach 32 Jahren ist der Kaufmännische Vorstand Lutz Ausserfeld in den Ruhestand gewechselt, auf den Seiten 3 bis 7 blickt er auf die Zeit im Diakonissenhaus und erinnert an ein paar markante Ereignisse.

Prof. h.c. Hans Ulrich Schmidt hat die Position übernommen, und ihn begrüßen wir in diesem Heft. Natürlich prägen Personen in leitenden Positionen die Entwicklungen von Einrichtungen. Wir freuen uns auf die kommende Zusammenarbeit und schauen mit Interesse und Neugier auf die anstehenden Prozesse. Gern werden wir Sie an diesen teilhaben lassen und auch zukünftig hier über Veränderungen und Neuerungen berichten.

Die Diakoniewerkschau bietet natürlich auch Raum um zurückzublicken. In dieser Ausgabe ist der Anlass ein Jubiläum in Halle: Dort wurde vor 75 Jahren die Poli Reil eröffnet. Damals als Poliklinik Nord gegründet, war Sie ein Meilenstein um die ambulante medizinische Versorgung in der wachsenden Stadt Halle sicherzustellen. Mit der Vereinigung 1990 war ihre weitere Existenz durch die komplette Änderung des Gesundheitssystems in Frage gestellt, doch mit Weitsicht und einigen nicht ganz einfachen Entscheidungen ist es gelungen, sie als großes Medizinisches Versorgungszentrum in Halle und für den nördlichen Saalekreis zu erhalten und auszubauen. Die Mitarbeitenden der Einrichtung konnten das Jubiläum im Oktober feiern, im Dezember wird es einen Festakt geben, zu dem Entscheidungsträger und Kooperierende geladen sind. An dieser Stelle sei all jenen gedankt, die Tag für Tag in der Poli Reil für Patientinnen und Patienten da sind.

Ich hoffe, Sie haben Freude an der Lektüre der Zeitschrift und natürlich freue ich mich über Rückmeldungen.

Ihr Pfarrer Matthias Blume,
Theologischer Vorstand
Vorsitzender des Vorstandes

Neu im Vorstand

Prof. h.c. Hans-Ulrich Schmidt hat am 1. Oktober 2025 seinen Dienst als Kaufmännischer Vorstand des Diakonissenhauses Teltow angetreten. Er folgt Lutz Ausserfeld nach, der in den Ruhestand gewechselt ist.

Prof. h.c. Schmidt ist Mitglied des dreiköpfigen Vorstands, dem daneben der Theologische Vorstand Pfarrer Matthias Blume und Dr. Gundula Griebmann als Personalvorstand und Oberin angehören. Im Vorstand ist Prof. h.c. Schmidt für die unternehmerisch-kaufmännische Leitung und Ausrichtung des Unternehmensverbundes, das Geschäftsfeld Gesundheit sowie für Digitalisierung und Informationstechnologie zuständig.

„Wir freuen uns, dass wir mit Hans-Ulrich Schmidt einen ausgewiesenen Experten im Gesundheitswesen gewinnen konnten, der außerdem mit der Region bestens vertraut ist,“ freut sich Kuratoriumsvorsitzender Jürgen Waldheim. „Das Gesundheitswesen steht mit der Krankenhausreform vor großen Herausforderungen und Veränderungen. Ein nahtloser Übergang in dieser verantwortungsvollen Position wie er hier gelungen ist, ist in dieser Situation ein Glücksfall.“

Mit der Übernahme der Position des Vorstandes wird Prof. h.c. Schmidt auch Geschäftsführer der Krankenhäuser des Unternehmensverbundes.



**Prof. h.c.
Hans-Ulrich Schmidt**

Nach seiner Ausbildung zum Krankenpfleger in Wetzlar, einem Studium im Fachbereich Pflege / Pflegeleitung an der Katholischen Fachhochschule Mainz und einem berufsbegleitenden Aufbaustudium an der Verwaltungs- und Wirtschaftsakademie Wiesbaden bekleidete Hans-Ulrich Schmidt Leitungspositionen bei unterschiedlichen Krankenhausträgern in Hessen, Rheinland-Pfalz, Berlin und Brandenburg. Seit 2014 war er für die Ernst von Bergmann-Gruppe tätig, deren Sprecher der Geschäftsführung er von April 2020 bis Juni 2024 war. Seit September 2023 war Schmidt darüber hinaus Kaufmännischer Vorstand der Hoffbauer-Stiftung.

[AS]

75 Die PoliReil feiert PoliReil – krisensicher 1950 – 2025

Vor 75 Jahren wurde die Poli Reil gegründet. Ambulante medizinische Versorgung in einem breiten Fachspektrum, zentral gelegen und gut erreichbar, organisiert mit zentralisierter Verwaltung und technischer Dienstleistung - das war von Beginn an die Idee dieser Einrichtung und das ist auch heute noch das Konzept. Gegründet als Poliklinik Nord hat die Einrichtung eine Geschichte mit Brüchen, Höhen und Tiefen.

23. Oktober 1950

Als zweite Einrichtung ihrer Art in Halle nimmt die Poliklinik Nord den Betrieb auf. Untergebracht ist sie im ehemaligen Kinderheim „Adelheidsruh“ in der Schopenhauerstraße. Anfangs praktizieren dort fünf Ärzte in vier Fachabteilungen.

März 1953

Um mehr Platz für den steigenden Bedarf zu erhalten, wird ein neuer Trakt angebaut. Nun können 14 Ärzte unter besseren Bedingungen arbeiten.

22. Juni 1961

Dr. Walter Zipprich, langjähriger Chef der Einrichtung, legt den Grundstein für einen Neubau mit dem die Lücke in der Reilstraße geschlossen wird. Dieser wird am 7. Dezember 1962 feierlich eingeweiht. Im Treppenhaus sind drei Mosaik-Wandfriese des Künstlerpaars Brigitte und Heinz Felsch angebracht.



Oktober 1980

Zum 30-jährigen Bestehen verleiht Kreisarzt Dr. Klaus Magyar der Einrichtung den Namen „Johann Christian Reil.“ Patienten werden in 17 Fachabteilungen behandelt, in denen 60 Ärzte und 20 Zahnmediziner tätig sind. Insgesamt arbeiten damals im Haus und den angeschlossenen Außenstellen 376 Angestellte.

1985

Gründung der Psychosozialen Tagesklinik als Außenstation der Poliklinik.



April 1991

Um nach der politischen Wende den Fortbestand der Einrichtung mit noch 22 Ärztinnen und Ärzten zu sichern, gründen das Diakoniewerk Halle und das Diakoniewerk Kaiserswerth eine gemeinnützige GmbH.



1996

Durch Änderung der ambulanten Leistungsabrechnung geraten die in Sachsen-Anhalt als Polikliniken organisierten Einrichtungen unter finanziellen Druck. Bis zu 30 % weniger Einnahmen führen dazu, dass fast alle von ihnen schließen müssen. Zum Jahresende ist die Poli Reil die einzig verbliebene Poliklinik in Sachsen-Anhalt, das Diakoniewerk Halle ist alleiniger Träger der Gesellschaft.



14. Oktober 1999

Nach umfangreichen Baumaßnahmen wird die Poli Reil wiedereröffnet. Durch den Umbau haben sich die Bedingungen für Patientinnen und Patienten und Mitarbeitende entscheidend verbessert. Der Name ist nun offiziell „Johann Christian Reil gGmbH – Poli Reil.“ Zu den knapp 100 angestellten Mitarbeitenden gehören 17 Ärztinnen und Ärzte. Eine Physiotherapie und eine Kurzzeitpflege komplettieren das Angebot.



März / April 2020

Zwischen dem 9. März und 8. Mai 2020 betreibt die Poli Reil in Kooperation mit den Krankenhäusern der Stadt Halle, des Gesundheitsamtes sowie der Kassenärztlichen Vereinigung ein Fieberzentrum zur Testung auf Infektion mit dem Covid-19-Virus. In den ersten Tagen wurde das Zentrum, welches sich zunächst in Räumen im Eingangsbereich der Poli Reil befand, von täglich bis zu 150 Patientinnen und Patienten aufgesucht. Eine Woche später wurde das Zentrum erweitert um Container auf dem Parkplatz der Poli Reil. Am 27. März 2020 wurde eine Drive-In-Teststation auf dem gegenüberliegenden Parkplatz der Agentur für Arbeit in der Schopenhauerstraße eröffnet. Der letzte Abstrich in Regie der Poli Reil erfolgte am 8. Mai 2020. Danach wurde die Teststation in der Schopenhauerstraße durch die kassenärztliche Vereinigung betrieben.

2025

Etwa 50.000 Patientinnen und Patienten jährlich nutzen die Sprechzeiten. An zwei Standorten bieten 29 Ärztinnen und Ärzte in 13 Fachrichtungen ambulante Leistungen an.





Lutz Ausserfeld mit seiner Frau Ute

Ich gehe mit einer großen Neugier

Zum 1. Oktober 2025 verließ der Kaufmännische Vorstand Lutz Ausserfeld den Unternehmensverbund. 32 Jahre war er an entscheidender Position aktiv und lenkte so über lange Zeit den größer werdenden Unternehmensverbund. Ein persönlicher Rückblick.



Dr. Dietmar Woidke, Ministerpräsident des Landes Brandenburg und Kuratoriumsmitglied, Christian Schultz für den Kaiserswerther Verband deutscher Diakonissenmutterhäuser, zusammen mit Lutz Ausserfeld auf der Verabschiedungsveranstaltung am 7. Juli 2025 im Nikolaisaal in Potsdam.

32 Jahre sind eine lange Zeit. Können Sie sich noch an Ihre Ankunft erinnern?

Ich hatte einen Termin beim Vorsteher, das war damals Pfarrer Dr. Rainer Bookhagen, unterschrieb meinen Dienstvertrag und er fragte zum Abschluss, ob ich nicht schon mal ins Nachbargebäude gehen wolle, um mich vorzustellen. Gesagt, getan. Dort saß ein Kollege emsig am Rechner. Ich sagte: „Ich bin der Neue, freue mich auf die Aufgabe und eine gute Zusammenarbeit.“ Da guckte der Kollege ein bisschen mürrisch hoch und sagte: „Das haben vorher schon andere gesagt.“ Und tatsächlich war ich damals der vierte Verwaltungsleiter in zwei Jahren. Nach der Unterschrift wurde ich noch massiv gewarnt: Man sagte, das sei ein Schleuderjob, weil man hier im Osten einen Berliner aus dem Westteil gnadenlos rauskatapultieren würde.

Ich war damals ein durchaus kräftiger Raucher. Und das Erste, was die Kollegen mir an mein Zimmer gehängt haben, war ein Zeichen für Rauchverbot. Der Empfang war also nicht leicht. Aber das hat auch herausgefordert, sehr gut zuzuhören, aufzupassen und nicht alles selbstverständlich zu nehmen.

Ansonsten wurde ich insgesamt sehr freundlich aufgenommen. Insbesondere die Diakonissen – das war vor allem die Oberin, Schwester Regina Köhler, und die stellvertretende Oberin, Schwester Ortrud Wittkopf, haben sehr viel erzählt:

„Unsere Überschriften: >Wir wollen wachsen. Wir sind die Guten. Wir haben tolle Konzepte und wir sind finanziell solide. Und wir haben als Christen ein besonderes Fundament.< Diese Einstellungen tragen bis heute.“

Lutz Ausserfeld,
32 Jahre Kaufmännischer Vorstand
am Diakonissenhaus Teltow

Wie es war, warum es so war und wo aus ihrer Sicht Handlungsbedarf besteht. Beide haben mich hervorragend mitgenommen, so dass es mir zunehmend leichter fiel, die Themen zu sortieren.

Eine meiner ersten Entscheidungen war das Stoppsignal für die geplanten Bestellungen von neuen Büromöbeln in der Verwaltung. Ich sagte damals: „Solange unsere Bewohner so wohnen, wie sie wohnen, schaffen wir uns als Verwaltung keine neuen Möbel an.“

1993 sah das Diakonissenhaus noch komplett anders aus als heute. Was gehörte dazu?

Ende 1991 waren wir 266 Vollkräfte und hatten Gesamterlöse von 10 Millionen auf Euro umgerechnet. Es gab hier auf dem Gelände ein internistisches Fachkrankenhaus, Wohneinrichtungen für Menschen mit einer geistigen Behinderung und eine kleine Werkstatt für Menschen mit Behinderungen. Außerdem existierte ein Kindergarten und eine Fachschule. Altenhilfe gab es eigentlich noch gar nicht richtig, nur als kleine Nische. In Berlin-Pankow gab es die Wohnstätten Siloah, übrigens unser ältester noch vorhandener Standort. Die ersten Übernahmen waren 1992 mit einer Förderschule in Altgolßen und einer Wohneinrichtung in Waltersdorf bei Luckau schon realisiert worden. Als ich startete, waren die Verträge zur Übernahme des Kreiskrankenhauses Zossen mit den damaligen Standorten Zossen, Ludwigsfelde und Rangsdorf sowie des Kreiskrankenhauses Luckau so gut wie ausgehandelt und teilweise auch schon gemacht. Damit war die Richtung angelegt.

Es war 1993 nicht ausgemacht, dass so ein Konstrukt über mehrere Standorte wirklich funktioniert. Wie sind Sie diesen Weg gegangen?

Euphorie allein reichte natürlich nicht. Es waren immer zwei Linien: Das eine war die finanzielle



Stabilisierung. Die wirtschaftliche Substanz hier war schwach und es war beispielsweise wichtig, dass wir ein Erbbaurecht zu Bau und Betrieb einer Rehaklinik hier in direkter Nachbarschaft zum Teltower Stammgelände vereinbaren konnten. Das sind regelmäßige Einnahmen. Und: Eine detaillierte Kostenstellengliederung gibt allen Beteiligten Aufschluss, wo wir wirtschaftlich stehen. Das andere: Wir mussten über die Inhalte punkten. Das heißt, wir mussten immer deutlich erklären, warum wieso weshalb. Denn als kirchlich-diakonischer Träger standen wir nicht oben auf den allgemeinen Wunschlisten im Land. Es war also sehr viel Arbeit zu leisten, um erstmal das Mindset in den Gremien, bei Kostenträgern und Verwaltungen zu ändern. Auch in der Stadt Teltow existierten wir eigentlich nicht. Wir mussten unseren Standort, obwohl wir bereits 90 Jahre vor Ort waren, wieder neu etablieren und deutlich machen, dass man mit uns rechnen kann und muss.

Unsere Überschriften: „Wir wollen wachsen. Wir sind die Guten. Wir haben tolle Konzepte und wir sind finanziell solide. Und wir haben als Christen ein besonderes Fundament.“ Diese Einstellungen tragen bis heute.



Eintritt in die Diakonische Gemeinschaft 1999

Was hat sich in Ihrem Arbeitsfeld in den 32 Jahren verändert?

Ich war natürlich früher viel, viel näher dran am Tagesgeschäft, also an Themen auf dem Stammgelände in Teltow und seiner Bewirtschaftung. Ich konnte dadurch sehr viel direkter auch Impulse setzen, präsent sein, dabei sein. Jetzt ist das Unternehmen größer geworden und damit haben sich auch die Strukturen verändert. Als wir unsere Geschäftsbereiche gegründet haben, wurde mir regelmäßig vorgeworfen, dass man mich gar nicht mehr sehe: „Herr Ausserfeld, Sie verstecken sich ja wohl nur noch hinterm Schreibtisch.“ Das war überwiegend freundlich gemeint, aber nicht nur. Spätestens als im Jahr 2003 der Standort Lehnin dazukam mussten wir überlegen, wie man alles neu sortiert. Und da hat es auch regelmäßig Brüche gegeben und Kolleginnen und Kollegen haben bedauert, dass sie nicht mehr mit mir direkt ihren Wirtschaftsplan verhandeln konnten. Insgesamt ist über die Jahrzehnte ein umfangreicher Steuerungsmechanismus entstanden, den wir uns so sicher nicht gewünscht haben, der aber aufgrund der Größe und Unterschiedlichkeit der Einrichtungen ohne Alternative ist.

Was hat Ihnen in diesen Prozessen geholfen?

Es gab natürlich Menschen, denen neue Entscheidungen nicht gefielen. Die haben dann auch gern das „Kirchenschwert“ rausgeholt. Also ich sei nicht fromm, das sei nicht kirchlich, was ich entscheide, so könnte man sich Diakonie nicht vorstellen. Eine Kollegin hat mir mal erklärt, dass ich die „vollkapitalistische Nummer“ fahren würde, weil ich auf fehlende Einnahmen hinwies. Ich hielt als überzeugter Christ gegen, denn ich kam selbst aus der kirchlichen Jugendarbeit im Ehrenamt, habe da sehr viel gemacht und in den kirchlichen Gremien gearbeitet. Und es war

natürlich auch reizvoll, eine Auseinandersetzung zu führen, woran man denn nun „evangelisch“ oder „diakonisch“ oder „Mutterhaus“ erkennt. Diese Debatten waren gerade in den 1990ern noch stark, weil es in den kirchlich geprägten Häusern im Gegenüber zum DDR-Staat eine starke Identitätsbildung gegeben hatte. Wir, die Neuen, waren aus Sicht der Älteren diejenigen, die diese Identität aufgaben. Und wir haben gesagt: Nein, wir übersetzen den kirchlichen Auftrag in die jetzigen Lebensverhältnisse.

Was waren für Sie Momente, die Sie im Nachhinein als wichtig beschreiben würden?

Mich haben die Ereignisse der Oderflut 1997 sehr geprägt. Unsere neue Altenhilfeeinrichtung in Letschin war die einzige, die evakuiert werden musste. Wir standen vor Herausforderungen, die völlig neu für uns waren und auch der Landkreis konnte kein Ausweichquartier zur Verfügung stellen. Und noch wusste niemand, wie man eine ganze Pflegeeinrichtung evakuiert. Es gab keine Pläne, wohin wir hätten evakuiert werden können. Und dann haben wir über viele Kontakte und Glück eine fast leerstehende Reha-Klinik gefunden. Aber der Transport war noch nicht gesichert. Es gab damals nicht wie jetzt überall die Krankentransportwagenfirmen. Dann schickte die Bundeswehr einen Sanitätszug und als der endlich da war, haben wir richtig gejubelt ... Weil bis dahin nicht klar war, ob wir die Bewohner noch rechtzeitig evakuieren können, wenn der Deich wirklich brechen sollte und weil es unklar war, wie viel Zeit wir noch haben. Beeindruckend war die Solidarität in der Mitarbeiterschaft. Wir hatten im gesamten Verbund um Unterstützung gebeten, denn die eigenen Kollegen vor Ort in Letschin waren ja selber betroffen. In dieser Situation haben beide Krankenhäuser, Ludwigsfelde und Luckau, Pflegekräfte

geschickt. Wir haben hier in Teltow Kollegen zusammengetrommelt, Sandsäcke gefüllt, die Werkstatt hat eine Gruppe entsandt und dann haben die mitgeschippt und und und ...

Es gab also eine große Zusammenhörigkeit unter den Kollegen hier und das hat uns ein Stück leichter zusammenwachsen lassen. Das war im Ergebnis, glaube ich, deutlich mehr, als man so denkt. Und die Unterstützung ging nach der Evakuierung weiter. Daraus ist dann ein, wie ich immer noch finde, tolles Modellprojekt entstanden. Es war möglich, eine ABM-Finanzierung ohne Eigenanteil zu bekommen. Und daraus ist mit einem Kollegen aus der Altenhilfe ein gerontopsychiatrisches Projekt entwickelt worden. Ein Modellvorhaben, in dem wir verstehen wollten, wie man insbesondere für demenzerkrankte Menschen bessere Pflege, Betreuung und Unterstützung ermöglichen kann. Zusammen mit Wissenschaftlern, Pflegekassen, Kostenträgern und mit Fachleuten aus der Szene waren wir von 1998 bis 2001 extrem weit vorn. Wir haben parallel gemessen, ob und welche Veränderungen es gibt und mit einer Kontrollgruppe verglichen. Noch heute haben wir einen eigenen Kostensatz für den gerontopsychiatrischen Wohnbereich. So hat sich also aus einer existentiellen Bedrohung eine neue positive Entwicklung ergeben.

Sie haben gerade einen sehr emotionalen Moment geschildert. Das steht konträr zu dem, was die Position Kaufmann oder kaufmännischer Bereich ausmacht oder wie sie wahrgenommen wird. Wie treffen Sie Entscheidungen?

Ich gehöre zu den Menschen, die sagen, die Zahlen sprechen mit uns. Gerade wenn wir die Wirtschaftsplanung machen, sieht man an den Zahlen, wo wir inhaltliche Probleme haben. Die Zahlen sind damit ein wichtiges Indiz für Dinge, die in der Einrichtung oder dem Angebot gut laufen oder verändert werden müssen. Fachlicher Anspruch und Ökonomie sind die Seiten der gleichen Medaille.

Sie haben vorhin schon ein Thema angesprochen: das Verständnis und die Tradition als christliches Haus. Wie haben Sie das weitergetragen?

Wir hatten immer schon eine diakonische Schwesternschaft. Also Frauen, die hier gelernt haben und in die Schwesternschaft eingetreten sind, aber nicht Diakonisse werden wollten. Das war und ist eine Gruppe, die relativ kräftig war und im Unterschied zu Halle, zum Lutherstift und auch zu Lehnin über die Jahre sogar gewachsen ist. Da bin

ich seit 1999 auch mit dabei. Diese relativ große Gruppe trägt das diakonische Selbstverständnis mit. Im Ergebnis eines längeren Prozesses gab es den Zusammenschluss zwischen diakonischer Schwesternschaft und Diakonissen-Schwesternschaft zur Diakonischen Gemeinschaft Teltow. Dadurch ist es möglich, Themen und Vorhaben gemeinsam zu diskutieren und zu besprechen, auch wenn wir uns nicht immer einig sind. Es gibt auch immer wieder mal Eintritte, nachdem Menschen angesprochen wurden, die sich interessiert zeigten und bereit waren mizumachen. Das ist ein wichtiger Teil.

Wir haben es auch immer unterstützt, wenn Menschen berichteten, dass sie sich nebenbei in ihrer Ortskirchengemeinde engagieren. Dann haben wir ermutigt: „Tolle Sache! Macht mit, zeigt euch!“ Wir sind in den Kirchenkreisen, wenn es irgendwie geht, präsent. Hinzu kommt all das, was im Unternehmensverbund mittlerweile zum Standardprogramm gehört wie Begrüßungstage, die diakonisch-ethische Fort- und Weiterbildung und eine breit angelegte Ethikarbeit.

In den 1990er Jahren hatten wir noch sehr viele Rüstzeiten, wir hatten sogar ein eigenes Rüstzeitenhaus in Altenbrak. Wir hatten dort und auf Hiddensee über einen Krankenhausseelsorger Zugriff auf Unterkunft und Seminarräume. Das war dann natürlich Kult. Dieses Thema, eine Gemeinschaft zu bilden über die Berufs- und Orts- und sonstige Grenzen hinaus, ein Stück christlich-kirchliche Identität zu organisieren, ist ebenfalls ein roter Faden. Und wenn wir Menschen finden, die etwas machen wollen, na klar, dann gibt es den Rückenwind.

Wenn man auf die Zukunft guckt, müssen wir an das Thema Spiritualität heran. Wenn wir uns den ganzen esoterischen Raum anschauen ... Diese Menschen wären früher zum Teil bei uns gewesen. Sind sie aber nicht, weil wir das Feld nicht oder nicht so bedienen, um diese Menschen abzuholen. Auch hier gibt es das große Thema Gemeinschaft, ein übrigens gesamtgesellschaftlich großes Thema. Ich könnte mir gut vorstellen, christlich geprägte Jugendwohngruppen zu organisieren, wo wir Wohnraum anbieten, wo wir zum Beispiel FSJ oder Praktika anbieten, aber auch Gemeinschaft über den eigentlichen Dienst hinaus. Ein Ort, wo Menschen zusammenkommen können, wo miteinander gelebt wird und wo eine starke auch christliche, möglichst evangelische, Prägung vorhanden ist, gehört zu meinen Zukunftsträumen. Standorte wie Teltow, Berlin oder auch Halle sind für Jugendliche interessant. Die würde ich gern begeistern für die Diakonie. Das wäre ein neues Aufgabenfeld, aber es könnte sich lohnen.



Pressekonferenz zur Beteiligung des Universitätsklinikums Halle am Diakonissenhaus am 3. Juni 2024

Sie schauen immer noch mit Ideen in die Zukunft und jetzt verlassen Sie das Unternehmen. Was sind Ihre Gefühle dabei?

Also ich arbeite bis zum 30. September immer noch mit voller Power und habe nicht schon angefangen, sukzessive die Gänge runterzuschalten. Und wenn ich das alles nicht mehr habe, dann wird mir sicherlich was fehlen. Auf der anderen Seite gibt es auch hier, auch in dieser Position, Routinen, Konflikte und Themen, die mir nicht fehlen werden. Insofern ist es beides. Ich gehe eigentlich mit einer großen Neugier, was mich dann erwarten wird und wie sich das Leben sortieren wird. Ich bin kein Mensch, der akribisch seine Zukunft plant.

Ich habe selbst schon einige Wechsel und Abschiede erlebt und bin immer wieder beglückt, wie es dann wieder neu vorangeht.

Wenn der liebe Gott mit mir noch was vorhat, dann wird er mir ein paar Aufgaben stellen und wenn er sagt, das war's jetzt, na dann werde ich ein bisschen ruhiger leben und so ist auch alles gut.

Was geben Sie Ihrem Nachfolger mit?

Er ist ein sehr erfahrener Mensch, der im Gegensatz zu mir in einer Reihe unterschiedlicher Trägerkonstruktionen umfangreiche Erfahrungen sammeln konnte. Ich denke, die Hauptaufgabe eines Vorstandsmitglieds bleibt, die Fäden zusammenzuhalten. Es gibt neben dem wichtigen Gesundheitsbereich die Altenhilfe, die Teilhabe, die Bildung, Themen, die auch für die diakonisch-kirchliche Profilbildung wichtig sind. Das ist schon sehr anspruchsvoll. Das bedeutet immer wieder den 360-Grad-Blick zu haben, wie so ein Radar. Dafür bringt Prof. Hans-Ulrich Schmidt gute Voraussetzungen mit, schließlich hatte er bereits sehr unterschiedliche Herausforderungen erfolgreich gemeistert. [Fragen UI]



Lutz Ausserfeld auf der Verabschiedungsveranstaltung am 7. Juli 2025 im Nikolausaal in Potsdam.



Alles kann anders kommen – jederzeit

Viel zu erzählen hat das Diakonissenhaus Teltow, das bereits im Jahr 1841 seinen Dienst in Berlin begann und nach mehreren Umzügen seit 1901 an der Lichterfelder Allee in Teltow-Seehof beheimatet ist. Für alle, die dazu mehr erfahren möchten, bietet die im September 2025 mit großer Resonanz im Mutterhaus Teltow eröffnete Ausstellung reichlich Anschauungsmöglichkeiten.

Sie erzählt von Aufbrüchen und Brüchen: Das Engagement für Frauen in Not und das Wachstum in der Weimarer Republik werden genauso thematisiert wie die Bedrohungen in der NS-Zeit und die Zerstörungen des Krieges. Nach 1945 ermöglichte die Vereinigung mit dem Diakonissenhaus aus Kreuzburg / Oberschlesien den Ausbau zum Krankenhaus für Teltow und Umgebung. In den 1960er Jahren wurde das Gelände, direkt an der Mauer gelegen, zu einem diakonischen Schutzraum – bedroht, aber fest im Dienst am Menschen.

„Wir wollen für die vielen Gäste unseres Hauses einen möglichst einfachen Zugang zur Geschichte des Diakonissenhauses Teltow eröffnen und mit dieser Ausstellung zeigen, woher das Diakonissenhaus kommt und was es ausmacht“ erläutert Lutz Ausserfeld, Kaufmännischer Vorstand des Diakonissenhauses Teltow. Er und seine Referentin Schwester Ulrike Büttner hatten die Idee zu der Ausstellung und noch vor dem Wechsel in den Ruhestand umgesetzt.

Ein Medienterminal mit umfangreich eingescannten Unterlagen lädt zu virtuellen Wanderungen ein: Bücher mit Lebensdaten und Fotos aller Diakonissen, ein Album zu Veränderungen des Teltower Stammgeländes aus der Sicht einer Diakonisse von 1963 bis 1983 und ein Fotobuch der stellvertretenden Oberin zu Schwerpunkten der Arbeit von 1963 bis 1992.

Mit der Wiedervereinigung endet die Ausstellung. Schwester Ulrike Büttner blickt nach vorn: „Haus und Werk haben immer nach dem Grundsatz gehandelt, das zu tun, was ihnen quasi vor die Füße gelegt wurde.“ [AS]



„Niemand muss mit mir reden. Aber alle dürfen.“

Es ist ein klarer Spätsommernachmittag. Noch verschlafen, kurz vor acht, aber die Sonne wärmt schon die hölzernen Bänke vor dem Eingang des Johannes-Jänicke-Hauses. An einem Tag wie heute werden bald die ersten Bewohnerinnen und Bewohner des Hauses auf den Bänken sitzen und die Sonnenstrahlen einfangen. Zunächst aber gehen viele Leute ins Haus hinein: der erste Besucher, zwei Pflegekräfte und Marlies Lang, die Seelsorgerin des Hauses.

Willkommen und Abschied

„Also ich komme, so wie wir gerade gemeinsam reingegangen sind, immer rein – nur mit dem Unterschied: Ich komme eine Dreiviertelstunde später. Und dann sitzen unten schon ganz viele Bewohnerinnen draußen“, erzählt Marlies Lang mit einem freundlichen Schmunzeln. „Im Sommer sitzen sie manchmal schon um acht draußen, denn es wird ja schnell zu heiß. Und da habe ich meistens schon mein erstes Gespräch geführt.“ Das Büro von Marlies Lang liegt unter dem Dach des Hauses. Oben angekommen geht der erste Blick zum Bildschirm ihres Computers. Denn hier entscheidet sich, was der Tag bringt: Gibt es Besuche? Braucht jemand Begleitung? Ist jemand verstorben? „Jeder wird hier begrüßt und jeder wird verabschiedet“, sagt sie. Nicht nur formal, nicht nur aus Pflichtgefühl, sondern mit Herz,

einem Gebet, einer Erinnerung. „Wenn jemand stirbt, dann gibt es einen Abschied mit einem Kreuz, mit beruhigendem Licht, mit Musik und tröstenden, segnenden Worten. Dadurch werden die Stunden nach dem Tod zu einem würdevollen Moment.“ Der soziale Dienst und die Pflegenden sind dabei und manchmal auch die Angehörigen.

Sterbebegleitung

„Ich bin für die Menschen auch im Prozess des Sterbens da“, erzählt Marlies Lang. Sie wird von Angehörigen oder von Pflegekräften gerufen. Dann ist sie einfach da, sitzt am Bett, hält die Hand oder liest vor. Manchmal geht es nicht mehr um Worte, sondern um das Gefühl: Du bist nicht allein. Erst vor wenigen Tagen hat Marlies Lang eine Frau begleitet, die gern die Psalmen gehört hat. „Ich habe ihr vorgelesen und ich bin sicher, sie hat es gehört.“ Ein leichtes Drücken der Hand, ein stiller Ausdruck im Gesicht. „Das wird wahrgenommen“, sagt sie. Und auch wenn sie nicht rund um die Uhr präsent sein kann, wenn es ernst wird, geht sie nicht einfach nach Hause. „Wenn ich weiß, jemand stirbt, dann bleibe ich. Ich weiß ja nicht, wie viel Zeit der Mensch noch hat. Es ist natürlich nicht wie bei den Diakonissen früher, dass ich die ganze Nacht am Bett sitze. Da bin ich durch Arbeitszeiten auch begrenzt.“

„Viele Menschen, die ins Johannes-Jänicke-Haus kommen, blühen noch einmal richtig auf. Der soziale Dienst organisiert Feste, im Sommer zieht es alle in den Garten, es wird gemeinsam gegessen, gelacht, getrauert. Das ist so viel mehr als zu Hause auf der Couch zu sitzen und zu warten, dass jemand anruft.“

Marlies Lang
Seelsorgerin im
Bereich Altenhilfe in Halle



Die Tradition der Diakonissen ist für Marlies Lang nicht nur Geschichte. Sie spricht mit Respekt von Schwester Ruth, der letzten Diakonisse des Diakoniewerks in Tracht. „Wir machen einen Gesprächskreis ‚Bibel teilen‘. Da ist Sr. Ruth auch dabei. Da teilen wir uns ein bisschen rein und das funktioniert einfach total gut.“ Es ist die Tradition der Diakonissen, die auch in der seelsorgerischen Arbeit weiterlebt: Zeit haben. Da sein. Zuhören.

Berufswege

Marlies Lang ist seit Ende letzten Jahres als Seelsorgerin für das Johannes-Jänicke-Haus, das Mathilde-Tholuck-Haus, und das Martinsstift für betreutes Wohnen zuständig. Lang lebt seit 1997 in Halle. Ihr Theologiestudium hatte sie 1994 an der Kirchlichen Hochschule Bethel begonnen, später an den Universitäten Halle und Leipzig fortgeführt und schließlich in Halle ihren Abschluss zur Diplomtheologin gemacht. „Es gab damals sehr viele Theologinnen und Theologen“, erinnert sie sich und die Landeskirchen hielten streng an ihren regionalen Zuständigkeiten fest. Wer im Norden Abitur gemacht hatte, so wie sie, sollte auch dorthin zurückkehren. Doch ihr Mann hatte in Halle eine feste Stelle. Eine Fernbeziehung kam für beide nicht infrage. „Also habe ich versucht, hier etwas zu finden“,

Diplomtheologin Marlies Lang ist seit gut einem Jahr als Seelsorgerin für das Johannes-Jänicke-Haus, das Mathilde-Tholuck-Haus, und das Martinsstift zuständig.

erzählt Lang und sie fand eine Stelle als Wirtschaftsberaterin. Fast 15 Jahre lang arbeitete sie bei einem Finanzdienstleister. „Ich habe das gern gemacht, das war kein Notnagel.“ Aber irgendwann mit Mitte 30 kam die Frage auf: Soll das jetzt alles gewesen sein?

„Ich hab mir gedacht: Wenn du jetzt nicht nochmal was anderes wagst, dann wirst du diesen Job bis 65 machen.“ Sie wechselte zunächst ins Gemeindebüro und arbeitete vier Jahre als Gemeinsekretärin der Johannesgemeinde Halle. Dann bewarb sie sich als stellvertretende Leiterin der Bahnhofsmision. „Da gibt es unglaublich viel Seelsorge zu leisten – aber anders als hier. Da spielen eher Themen wie Sucht, Verlassenheit, Schicksalsschläge eine Rolle.“ Sie blieb fast sieben Jahre, wechselte dann als Seelsorgerin zu den Pfeifferschen Stiftungen in Magdeburg und schließlich zurück nach Halle ins Johannes-Jänicke-Haus.

Seelsorge

„Das, was mir erzählt wird, bleibt bei mir. Das ist eine Einbahnstraße. Vertraulich. Beim Besuchsdienst ist das nicht unbedingt so.“ Besuchsdienste lesen vor, gehen spazieren. Auch Marlies Lang liest mal etwas vor, aber das, was zwischen den Zeilen gesagt wird, das wird nicht weitergetragen. „Wenn zum Beispiel jemand Sorgen um seine Familie hat – dann bleibt das bei mir.“ „Ich sage den Bewohnern immer: Das hier ist Ihre Wohnung. Ich komme nur, wenn Sie das wollen.“ Kein Gespräch ist erzwungen. „Niemand muss mit mir reden. Aber alle dürfen.“ Nicht in allen Altenpflegeheimen gibt es eine seelsorgerliche Betreuung. Was Marlies Lang macht, ist kostbar und eben nicht selbstverständlich. In Kliniken, sagt Marlies Lang, sei Seelsorge viel verbreiteter, auch mit mehreren hauptamtlichen Mitarbeitenden. „Natürlich, man kommt hierher und weiß: Das ist mein letzter Lebensabschnitt,“ sagt die Seelsorgerin. „Viele sagen selbst: Ich ziehe nicht mehr um. Das hier ist meine letzte Station.“ Viele Menschen, die ins Johannes-Jänicke-Haus kommen,

blühen noch einmal richtig auf. Es gibt soziale Kontakte, Spielrunden, Geburtstagsfeiern, Gymnastik, Gedächtnistraining – und einfach Menschen, die da sind. Ein Tag ist selten still. Der soziale Dienst organisiert Feste, im Sommer zieht es alle in den Garten, es wird gemeinsam gegessen, gelacht, getrauert. „Das ist so viel mehr als zu Hause auf der Couch zu sitzen und zu warten, dass jemand anruft.“

Auch mit Angehörigen geht Marlies Lang oft ins Gespräch. Sie versucht ihnen das Gefühl zu nehmen, sie hätten ihre Eltern ins Pflegeheim „abgeschoben“: „Hier ist immer jemand, der nach den Menschen schaut. Und vor allem: Wenn die Kinder zu Besuch kommen, dann haben sie wirklich Zeit. Zeit zum Spielen, zum Vorlesen, zum Spazierengehen und Reden. Das ist echte gemeinsame Zeit.“

Traumberuf

„Ich habe das Glück, hier arbeiten zu dürfen. In einem Umfeld, das mich trägt, wo ich wirken darf, wo ich gebraucht werde.“ Gerade durchläuft Marlies Lang die klinische Seelsorgeausbildung, „man wird noch sensibler für Gesten, Worte, Stimmungen. Ich merke schon jetzt, wie viel mehr Tiefe die Gespräche durch die Ausbildung bekommen. Hier ist mein Platz,“ sagt Marlies Lang: „Seelsorge macht mir ganz, ganz viel Spaß. Da schlägt man Herz. Hier kann ich meine Talente einbringen und ausleben und wirklich etwas bewirken.“ [HH]

„Wenn jemand stirbt, dann gibt es einen Abschied mit einem Kreuz, mit beruhigendem Licht, mit Musik und tröstenden, segnenden Worten. Dadurch werden die Stunden nach dem Tod zu einem würdevollen Moment.“

Marlies Lang
Seelsorgerin im
Bereich Altenhilfe in Halle



Wirbelsäulentumor – minimalinvasiv entfernt

„Wir können keine Wunder vollbringen, oder schwerste Krebserkrankungen heilen, aber wir können starke Schmerzen reduzieren.“

Dr. med. Dzmitry Dabravoski

Chefarzt am Wirbelsäulenzentrum, Diakoniekrankenhaus Naëmi Wilke Guben

Ein Tumor bzw. Metastasen an der Wirbelsäule, die Wirbelkörper zerstören, das sind Erkrankungen, die zu starken Schmerzen und Bewegungseinschränkungen oder sogar Lähmungen führen können. Im Wirbelsäulenzentrum am Diakoniekrankenhaus Naëmi Wilke Guben werden diese Krankheitsbilder von Chefarzt Dr. med. Dzmitry Dabravoski behandelt.

„In erster Linie kommt es darauf an, das kranke Tumorgewebe zu zerstören und die Wirbelkörper anschließend zu stabilisieren, pathologische Frakturen zu reponieren,“ erklärt der Chefarzt. Er wendet dabei die minimalinvasive Cavity/Coblation-Methodik an, die für Patienten schonender ist, als eine „große“ offene Operation an der Wirbelsäule. Durch millimeterfeine Zugangstroakaren, sehr feine Kanülen, werden spezielle Radiofrequenzsonden sowie Elektrolytenlösungen in den Wirbelkörper eingeführt und danach die Metastasen mittels Radiohochfrequenzenergie bzw. durch das Plasmafeld zerstört. Die Molekülverbindungen des Tumors bzw. der Metastase werden aufgespalten und das Gewebe bei niedriger Temperatur zwischen 46 und 62 °C abgetragen. Auf diese Weise bleibt das umliegende gesunde Gewebe erhalten. Der betroffene Wirbelkörper wird anschließend mit einem Knochenzement stabilisiert. Der Vorteil: sehr geringer Blutverlust, gesundes Gewebe bleibt erhalten, geringeres Komplikationsrisiko, kurze OP-Zeiten, sehr schonender Zugang ohne Weichteilverletzungen. Schon einen Tag nach der Operation kann der Patient aufstehen, die Schmerzen sind wesentlich bzw. komplett reduziert, die Lebensqualität und Mobilität des Patienten werden entscheidend verbessert.

Oftmals handelt es sich an der Wirbelsäule um Metastasen. Das heißt der Primärtumor befindet sich z. B. in der Lunge oder der Leber und muss anschließend in einer anderen onkologischen Profilklinik gesondert behandelt werden. Dr. med. Dzmitry Dabravoski betont: „Nach dem minimal-



Mit minimalinvasiver Cavity/Coblation-Methodik befreit Chefarzt Dr. med. Dabravoski Tumorprieten von starken Schmerzen und sorgt so für eine schnellere Weiterbehandlung.

invasiven Eingriff an der Wirbelsäule kann diese Behandlung schon eine Woche später eingeleitet werden. Nach großen Operationen mit langen Wundheilungszeiten dauert es bis zu acht Wochen, bis mit Chemo- und Strahlentherapie begonnen werden kann.

In Deutschland wird diese Methode seit rund 16 Jahren angewendet und die Technologien und das Equipment werden ständig verbessert. Dr. Dabravoski war einer der ersten, der sich vor Jahren damit vertraut gemacht und seitdem persönlich mehr als 600 Operationen dieser Art durchgeführt hat. In Guben hat er bisher 18 Patientinnen bzw. Patienten zu mehr Lebensqualität verholfen.

„Wir können keine Wunder vollbringen, oder schwerste Krebserkrankungen heilen, aber wir können starke Schmerzen reduzieren und dafür sorgen, dass eine Weiterbehandlung in kürzester Zeit erfolgen kann. Das ist alles in allem ein großer Gewinn für die Betroffenen,“ so das Fazit von Chefarzt Dr. med. Dabravoski. [RKA]



Ganz nah am Menschen

Neben der medizinischen, pflegerischen und seelsorgerischen Betreuung ist die soziale Begleitung ein essenzieller Bereich der Altenpflege. Im Hallenser Johannes-Jänicke-Haus werden bis zu 150 Menschen vom Team des Sozialen Dienstes betreut. Drei Mitarbeiterinnen nehmen sich zu Mittag Zeit, um über ihre anspruchsvolle und vielseitige Arbeit zu berichten. Die große mobile Kegelbahn im Erdgeschoss ist bereits wieder abgebaut und ein glücklicher Wochensieger wurde unter 30 Mitspielenden gekürt. Niedrigschwellige, gesellige Wettbewerbe wie das Kegeln gehören hier zum Programm und sind auf allen Wohnbereichen sehr beliebt, erklärt Birgit Schreiber. Es gibt sogar einen Wanderpokal, der vom jeweiligen „Champion des Monats“ verteidigt werden muss.



Aktivierungsangebot mit Birgit Schreiber

Die Vormittagsbeschäftigung in der Gruppe ist meist die intensivste Betreuungszeit des Tages, bevor es zum gemeinsamen Mittagessen geht. Am Nachmittag folgen dann weitere Angebote auf den Wohnbereichen, zum Beispiel mit kognitiven und körperlichen Aktivierungen. Dazwischen bleibt Zeit für Einzelkontakte – mit gemeinsamen Spaziergängen oder Einkaufsbegleitungen bis hin zu sehr persönlichen Begegnungen und Gesprächen in der Palliativbetreuung und der Sterbebegleitung. Natürlich gehören auch Dokumentationen und Teambesprechungen, Vorbereitungszeiten und Aufräumarbeiten dazu, ebenso wie die Pflege von Zimmerpflanzen oder Dekorationsarbeiten für Geburtstage und Feste. Und immer wieder gilt es dabei in Kontakt zu bleiben mit den Bewohnern und ihren Angehörigen, ein Auge zu haben auf ihren Gesundheitszustand und offen zu bleiben für eine persönliche Ebene.

Jede Betreuungskraft kann ihre persönlichen Steckbriefe, Hobbys und Fähigkeiten bei der Alltagsgestaltung einbringen. Natürlich sollte man in der Lage sein, bei Krankheitsausfällen auch die Angebote der Kollegen zu übernehmen, merkt Gabriele Necib an, die auf ihrem Wohnbereich einen „Rommé-Club“ leitet. Außerdem wird bei ihr viel gemeinsam gesungen, „von Hardrock bis Helene Fischer“. Und zum „Vatertag“ richtet sie mit ihren betreuten Männern jedes Jahr einen zünftigen Stammtisch aus, „mit einer großen Pfanne Rührei.“

„Die Weihnachtstage und Heiligabend sind für ALLE im Haus die intensivsten, schönsten, aber zugleich auch die schwersten Tage des Jahres.“

Sabine Lehmann
Sozialarbeiterin in der Altenhilfe

Birgit Schreiber lässt in der Einzelbetreuung gern ihre Vorliebe für sportliche Aktivitäten einfließen und hat sich dabei auf Menschen mit Einschränkungen spezialisiert. Für ihre spielfreudigen Bewohnerinnen und Bewohner bietet sie regelmäßig Bingo an. Sabine Lehmann wiederum macht mit ihren Schützlingen gern Gedächtnistraining und veranstaltet gemütliche Musiknachmittage, wo gemeinsam Lieblingsstücke angehört werden und man sich über die Komponisten austauschen kann. Einmal monatlich bietet sie einen Literaturnachmittag an. Hier wird nicht nur vorgelesen, es kommen auch versteckte Talente zum Vorschein. Eine Bewohnerin schreibt „richtig tolle Gedichte“, andere verfassen kleine Kurzgeschichten. Auch Biografiearbeit könne eine Rolle spielen, wenn etwa wie neulich eine Bewohnerin einen wiedergefundenen 30 Jahre alten Brief einer Freundin vorliest. Gerade die regelmäßigen Termine sind manchen Bewohnern so wichtig, dass sie dafür sogar auf Besuch verzichten und ihre Angehörigen gern zeitiger verabschieden.

Zu den besonderen Herausforderungen in sozialen Berufen gehört es, die Kraft und Aufmerksamkeit in den täglichen Situationen zu gewichten, damit niemand leer ausgeht. Das Ideal, allen möglichst gleich viel zu geben, kann im Pflegealltag kaum eingehalten werden, gibt Birgit Schreiber zu bedenken. Oft müsse sie ihre Kräfte auf Bewohner konzentrieren, die nicht mehr in der Lage sind, sich selbst zu beschäftigen. Oder sie widmet sich verstärkt denjenigen, die keinen oder nur selten Besuch bekommen, ergänzt Frau Lehmann. Hilfreich ist, dass man sein Gegenüber im Laufe der Zeit immer besser kennenlernt. „Wir sind diejenigen, die am meisten über die Bewohner wissen, wir haben den engsten Kontakt“, sagt Gabriele Necib. Und das ist keineswegs nur einseitig. Auch die Betreuten geben aufmerksames Feedback und merken sehr genau,



Sabine Lehmann
spornt – neben
den geistigen Übungen
wie Gedächtnistraining – auch
zu motorischen Trainings an.

wenn es mal einen schlechten Tag gibt, berichtet Birgit Schreiber. „Als Betreuerin bekomme ich viel Zuwendung“, sagt Gabriele Necib und erzählt, dass manchmal zur Begrüßung kleine Aufmerksamkeiten wie Blumen oder auch „Nervennahrung“ für den Arbeitstag bereitstehen.

Natürlich ist der Soziale Dienst auch für Angehörige da. „Wenn es Probleme gibt, werden wir von den Angehörigen als erstes angesprochen“, berichtet Gabriele Necib. Manchmal müssen die Familienmitglieder auch emotional aufgefangen werden, wie es bei plötzlichen Demenzschüben vorkommen kann oder in der letzten Phase des Lebens. Die Weihnachtstage und Heiligabend sind für alle im Haus die intensivsten, schönsten, aber zugleich auch die schwersten Tage des Jahres. Da geht es sehr emotional zu und es fließen auch mal Tränen, erzählt Sabine Lehmann.

Einen christlichen Hintergrund hat keine der drei ostdeutsch sozialisierten Mitarbeiterinnen von Haus aus mitgebracht. Die täglichen kleinen Mittags-



Themennachmittag mit Gabriele Necib

andachten und Tischgebete vor den Mahlzeiten durchführen zu können, haben sich die Frauen angeeignet. Gabriele Necib war in der DDR Kripenerzieherin und hätte gar nicht gedacht, dass sie sich in einer christlichen Einrichtung bewerben könnte. Nun ist sie schon seit 13 Jahren dabei und liebt ihre Arbeit, wie sie betont. Birgit Schreiber habe zu DDR-Zeiten als gelernte Monteurin für Haushaltsgroßgeräte „Maschinen gepflegt.“ Nach der Wende hatte sie dann als Baumarktverkäuferin mit den Nöten und Sorgen von Kunden zu tun, weshalb ihr die Umschulung zur Fachkraft für Gesundheits- und Sozialdienstleistungen nicht schwerfiel.

Auch Sabine Lehmann war früher Verkäuferin, später Wohnungskaufräuer, bis sie in einem Krankenhaus zu arbeiten begann und sich parallel für die Pflegebranche qualifizierte. Heute ist sie unter anderem für die Betreuung von Schwerstdemenzkranken spezialisiert. Alle drei Betreuerinnen haben außerdem eine Weiterbildung zur Sterbe- und Trauerbegleitung absolviert und dabei auch die Hospizarbeit kennengelernt.

Auf die Frage, was sich die drei Betreuerinnen selbst für ihre Arbeit wünschen, antworten sie fast einstimmig mit „Wertschätzung,“ wobei damit vor allem die Gesellschaft gemeint ist. Viele Menschen könnten sich nicht im Entferntesten vorstellen, was alles zu diesem Job gehört. Auch Praktikanten würden mit Klischees im Kopf kommen und dann überrascht feststellen, wie vielfältig und anspruchsvoll die Aufgaben seien. „Es ist eine wirklich schwere Arbeit, die wie hier machen,“ sagt Gabriele Necib, die im gleichen Satz wiederholt, wie gern sie diese leistet. Sabine Lange wünscht sich mehr Zeit für den einzelnen Menschen, aber auch noch mehr professionelle Unterstützung bei der inneren Bewältigung. „Wir müssen ja auch gesund bleiben in der Seele,“ fügt sie leise hinzu. Manchmal sei es eben auch emotional eine schwere Tätigkeit, zu der man nach Feierabend erst wieder Distanz finden müsse, um Kraft für den nächsten Tag zu gewinnen. Auf ihren dezenten Kruzifix-Anhänger angesprochen, antwortet sie mit einem Lächeln. „Ich denke es gibt gewisse Dinge zwischen Himmel und Erde.“ Große Worte sind nicht ihre Sache. [JW]

„Wir wünschen uns Wertschätzung für unsere Arbeit.
Es ist eine wirklich schwere Arbeit, die wie hier machen.
Wir müssen ja auch gesund bleiben in der Seele.“

Sabine Lehmann, Gabriele Necib, Birgit Schreiber
Sozialarbeiterinnen in der Altenhilfe



Zum 1. Oktober 2025 hat Andreas Kothe seinen Dienst als Chefarzt der Klinik für Geriatrie im Diakoniekrankenhaus Halle angetreten. Andreas Kothe verfügt als Facharzt für Innere Medizin und Geriatrie über sehr umfangreiche und exzellente Erfahrungen in der Altersmedizin. So war er über viele Jahre als Oberarzt für Geriatrie im SRH Klinikum Naumburg und zuletzt als Chefarzt in der Median Saale Klinik Bad Kösen tätig. Die erste geriatrische Versorgung wurde am Diakoniekrankenhaus Halle schon 1997 realisiert. Im November 2000 folgte die Einweihung der Akutgeriatrie als eigenständige Station. Seit Januar 2020 wurde die Klinik für Geriatrie zusammen mit dem Universitätsklinikum als Alterstraumazentrum zertifiziert und gehört seit November 2021 zum Netzwerk für Altersmedizin im Südlichen Sachsen-Anhalt (ZASSA). Aktuell verfügt die Klinik über 38 Betten.



Seit 1. August 2025 ist Dr. Ottmar Schmidt Geschäftsführer des Evangelischen Krankenhauses Luckau. Er teilt sich die Aufgabe mit dem langjährigen Geschäftsführer Dr. Karsten Bittigau. Mit Dr. Schmidt konnte ein erfahrener Krankenhausmanager für diese Aufgabe gewonnen werden, der in Zeiten großer Herausforderungen und Neustrukturierungen im Gesundheitswesen das Leitungsteam im Unternehmensbereich Gesundheit des Diakonissenhauses Teltow ergänzt. Der Unternehmensbereich wächst und die Aufgaben der Geschäftsführung werden auf zusätzliche Schultern verteilt.



Im Hausarztzentrum Teltow ist seit dem 1. Oktober 2025 Alessa Müller-Foti als neue Ärztin im Team. Gemeinsam mit Annette Lang wird sie die hausärztliche Versorgung in Teltow weiter stärken. Der Schwerpunkt liegt bei ihr auf der Behandlung von Diabetestypen sowie der Behandlung des diabetologischen Fußes. Beratungen können neben Deutsch auch in Englisch, Französisch und Italienisch erfolgen.



Nach 100 Operationen unter Anleitung und Begleitung wurde Dr. med. Josef Baghdadi im September als Hauptoperateur im Universitären Endoprothetikzentrum der Maximalversorgung durch ClarCert bestätigt. Damit darf er eigenständig sowohl primäre als auch Revisions-Operationen an Hüfte und Knie innerhalb der zertifizierten EPZ-Struktur vornehmen, inklusive robotikgestützter Operationen. Im Endoprothetikzentrum am Standort Diakoniekrankenhaus Halle sind damit drei Hauptoperateure tätig.



„Ich mache Gemüse, Mittagsband, Salat-Küche, Abwasch und Kalte Küche.“

Gerhard Rothe
Mitarbeiter in der Küche
im Diakoniewerk Halle



ist sehr einleuchtend – auf Nachfrage, wieso er so gut sei, antwortet er sehr bodenständig: „Ich lese.“

Lesen ist auch eines von Gerhard's vielen Hobbys. Am liebsten liest er Kochbücher. Er schätzt, dass er so um die 100 Kochbücher hat. Natürlich liest er nicht nur Rezepte, sondern stellt sich zuhause auch selbst hinter den Herd. „Ich koche gerne Nudeln mit Tomatensoße. Bratkartoffeln mit Ei. Ich backe auch manchmal. Schokoladenkuchen.“, erläutert der junge Mann. Wenn er dafür Zeit findet, denn seine große Leidenschaft gilt dem Sport. Regelmäßig dienstags geht er Tanzen bei Schwarz-Silber, in diesem Jahr hat er im Schwimmen bei den Special Olympics teilgenommen und ansonsten spielt er gerne Basketball und geht bowlen.

Aber vormittags steht er in der Küche des Diakoniewerkes. Axel Everding, stellvertretender Küchenleiter, erzählt, wie er vor fünf Jahren zu seinem heute beliebtesten Mitarbeiter kam: „Gerhard war vorher zu einem Praktikum in der Behindertenwerkstatt, aber er hat sich da nicht wohl gefühlt, er fand dort alle merkwürdig. Seine Eltern haben daraufhin bei uns angefragt, ob er ein Praktikum machen könnte. Das hat er gemacht und wir haben geguckt, ob das so passen könnte. Und das passte gut! Wir sind wirklich begeistert, was Gerhard schafft und was er da leistet. Das hätten wir am Anfang nicht gedacht. Davon waren alle überrascht, dass er so schnell lernt. Das müssen wir wirklich zugeben.“ Mittlerweile arbeitet Gerhard an den Stationen selbstständig, er hackt zum Beispiel die Petersilie und kümmert sich um das Gemüse für das Johannes-Jänicke-Haus. Stefan Rückmann erzählt schmunzelnd: „Gerhard macht auch den Kuchen fertig oder sortiert Marmeladen. Da ist er sehr akribisch und korrekt, wenn da jemand kommt und das stört, das mag er gar nicht. Wir können uns da völlig auf ihn verlassen.“ Natürlich hat der Gurkenschäl-Meister immer eine Kollegin

oder einen Kollegen, der bzw. die mit ihm arbeitet. Je nachdem wie der Arbeitstag läuft, vergeben diese danach einen Punkt nach dem Ampelsystem – grün, gelb oder rot. An besonders guten Tagen gibt es einen Stern. Gerhard zeigt sein Heft und da blitzen schon einige Sterne auf. Manchmal stellt er sich auch mit seiner Chefin Mandy Münchmeyer, Leiterin Verpflegungsmanagement, hinter den Herd. Von dem Schokoladenkuchen der beiden schwärmt das Team immer noch. Das Küchenteam schwärmt überhaupt sehr, wenn es um Gerhard geht. Alle arbeiten gerne mit ihm, auf den Feiern der Mitarbeitenden ist er fest eingeplant und bei privaten Ausflügen auch oft mit dabei. Stefan Rückmann fasst das Arbeiten mit Gerhard in einem Satz zusammen: „Alle sind entspannter, wenn Gerhard da ist.“ Und schon allein dafür hat er sich den goldenen Küchen-Stern verdient, finden wir. [NH]

Der Sterne-Koch mit dem Gurkenschäler

Im Diakoniewerk Halle wird noch selbst gekocht. Und das mit vielen frischen Zutaten, gerade bei Salaten. Die ganzen Gurken, Radieschen und das weitere Grünzeug zu verarbeiten, dauert seine Zeit. Zum Glück arbeitet in der Küche der Gurkenschäl-Meister, wie uns Stefan Rückmann, Koch und Diätassistent, lachend versichert. Die Rede ist von Gerhard Rothe, der zwar keinen offiziellen Meistertitel trägt, aber dafür schon mehrere Sterne von seinen Kolleginnen und Kollegen bekommen hat.

Sterne in der Küche des Diakoniewerkes? Meister-Köche an der Salatbar? Wir sind neugierig und wollen mehr wissen. Der Meister arbeitet täglich von 8:30 bis 12:00 Uhr und macht extra eine Pause für das Gespräch mit uns. Gerhard Rothe ist gut gelaunt, als wir ihn in der Salat-Küche treffen. Auf Nachfrage des Fotografen zeigt er uns seine Gurkenschäl-Künste. Und auch seine weiteren

Arbeitsplätze. „Ich mache Gemüse, Mittagsband, Salat-Küche, Abwasch und Kalte Küche.“, zählt der 24-jährige begeistert auf. Stefan Rückmann ergänzt: „Gerhard ist derjenige, der sich am besten konzentriert am Band. Er ist der Einzige, dem halbe Portionen auffallen.“ Dafür muss man kleine Beschriftungen auf dem Tablett lesen, was ziemliche Aufmerksamkeit erfordert. Gerhard's Technik



Altenhilfe in Halle



Umbau

Die Altenpflegeeinrichtung Johannes-Jänicke-Haus in Halle wird saniert. Schon ab Mitte Dezember sollen die Baumaßnahmen beginnen, mit denen die Einrichtung innerhalb eines Jahres an aktuelle Standards in der Altenpflege angepasst wird. Das beinhaltet vor allem den coronagerechten Umbau: Aus den mehrheitlich vorhandenen Zweipersonenzimmern werden Einzelzimmer gemacht, die jeweils über ein eigenes Bad verfügen. Zusätzlich wird die Aufteilung der bisher drei Wohnbereiche in sechs kleinere Einheiten erfolgen, so dass Bewohnerinnen und Bewohner in überschaubaren Hausgemeinschaften mit 16 Personen leben. Nach Abschluss der Umbaumaßnahmen werden im stationären Pflegebereich 96 Plätze zur Verfügung stehen.

Um Bewohnerinnen und Bewohnern einen Wechsel der Einrichtung zu ersparen, wurden die Baumaßnahmen so geplant, dass die Umsetzung bei laufendem Betrieb erfolgen kann. Die architektonische Struktur macht es möglich, jeweils eine Hälfte des Gebäudes separat zu sanieren und damit die Belastung durch Staub und Lärm für Bewohnende so weit wie möglich zu reduzieren. Aktuell laufen die Ausschreibungen für die Gewerke, welche die Maßnahmen umsetzen werden. Interne Umzüge werden vorbereitet und in regelmäßigen Abständen wird mit Bewohnenden das Gespräch gesucht, um möglichst schnell auf Unsicherheiten und Bedürfnisse reagieren zu können. Der komplette Umbau wird laut Plan 6,8 Millionen Euro kosten, 86 % der Summe werden durch öffentliche Fördermittel finanziert.

Das Johannes-Jänicke-Haus wurde 1996 als erster städtisch geförderter Altenpflegeneubau in Halle eröffnet. Es war zum damaligen Zeitpunkt eine der größten Altenpflegeeinrichtungen der Stadt.

Gesundheit in Ludwigsfelde



Premiere in der Sporttraumatologie

Der Fußballspieler Pavel Slosar war der erste Patient im Evangelischen Krankenhaus Ludwigsfelde-Teltow, dem nach einer schweren Verletzung mittels rein arthroskopischer „all-Inside Technik“ das verletzte Kreuzband ersetzt wurde. Sowohl die Operationsmethode, als auch die Auswahl und Zubereitung des Transplantates wurden von Chefarzt Dr. Boris von Engelhardt neu am Haus etabliert.

In diesem Fall erfolgte der Ersatz des vorderen Kreuzbands (VKB-Plastik) ohne den sonst oft praktizierten Ausbau der Hamstrings aus der Kniekehle zur Transplantatgewinnung und somit ohne den sonst notwendigen „graft-Defekt“. Durch diesen Wegfall des Sehnenausbaus wird die Schwächung großer Anteile der Knie-Beugemuskulatur komplett vermieden, die Operation kann somit deutlich sicherer und besonders schonend durchgeführt werden.

Diese Operationen wurden mit dem jüngst erfolgten Dienstantritt von Chefarzt Dr. Boris von Engelhardt neu in Ludwigsfelde eingeführt. Der Spezialist kann auf mehr als 5.000 erfolgreich durchgeführte Kniegelenkoperationen zurückblicken. In den letzten Wochen sind bereits mehrere Kreuzbandoperationen mit diesem modernen Verfahren in Ludwigsfelde erfolgt.

Neben der Sporttraumatologie wurde am Evangelischen Krankenhaus Ludwigsfelde-Teltow auch das Endoprothetikzentrum Teltow-Fläming von Dr. von Engelhardt neu etabliert.

Gesundheit in Frankfurt (Oder)



GoGreen-Preis für Lutherstift

Das Lutherstift in Frankfurt (Oder) wurde am 26. Juni 2025 im Rahmen des deutsch-polnischen Nachhaltigkeitskongresses „GoGreen“ in Gorzów Wielkopolski (Polen) mit dem GoGreen-Preis ausgezeichnet. Stellvertretend für das Team des Lutherstifts nahm Herr Polte, Technischer Leiter, die Auszeichnung entgegen und erklärte: „Nachhaltigkeit ist für uns mehr als ein Schlagwort – sie ist ein fester Bestandteil unserer täglichen Arbeit und unserer Verantwortung als Träger im Gesundheitswesen.“

Das Lutherstift setzt bereits in vielen Bereichen auf nachhaltige Lösungen, unter anderem mit Photovoltaikanlage, Umstellung der Flurbeleuchtung auf LED-Technik, Wärmedämmung von Heizungsrohren oder durch Einsatz von VR-Brillen in der Therapie (z. B. in der Schmerztherapie, Rehabilitation und Entspannung), so dass keine physischen Materialien mehr benötigt werden. Ein zentrales Projekt ist der Einsatz einer smarten KI-Waage zur Reduzierung von Lebensmittelverschwendung. Studien belegen, dass bis zu 40 % der ausgegebenen Mahlzeiten im Müll landen. Gemeinsam mit dem Essensversorger Dorfner Catering wurde die KI-Waage etabliert. Mit modernster Bilderkennung erfasst das System automatisch, welche Patientenmahlzeiten in welcher Menge zurückgegeben werden. So werden präzise Einblicke in Lebensmittelreste und deren Kosten gewonnen und die Essensversorgung kann effizienter und nachhaltiger gestaltet werden, ohne zusätzlichen Aufwand.

Die Preisverleihung würdigte vier Unternehmen, die in besonderem Maße zur nachhaltigen Transformation beitragen – zwei aus Deutschland, zwei aus Polen.

Gesundheit in Ludwigsfelde



Ministerin zu Besuch

Brandenburgs Gesundheitsministerin Britta Müller hat am 4. September das Evangelische Krankenhaus Ludwigsfelde-Teltow besucht. Während des Besuches äußerte sie: „Die Krankenhausreform bedeutet für viele Häuser große Veränderungen – sie eröffnet Chancen, bringt aber auch Herausforderungen mit sich. Das Evangelische Krankenhaus Ludwigsfelde zeigt eindrucksvoll, wie man diese Aufgabe annehmen kann.“

Das Evangelische Krankenhaus Ludwigsfelde-Teltow verfügt über 218 Betten, 20 Tagesklinikplätze, ein MVZ, Ärztehaus und einen Notarztstandort. Hier werden wohnortnah seit über 30 Jahre jährlich mehr als 7.000 stationäre und 17.000 ambulante Patienten versorgt. Ein starkes Beispiel dafür, wie moderne Infrastruktur, engagiertes Personal und regionale Verankerung zusammenwirken, um eine hochwertige Gesundheitsversorgung sicherzustellen.



Gesundheit in Halle (Saale)

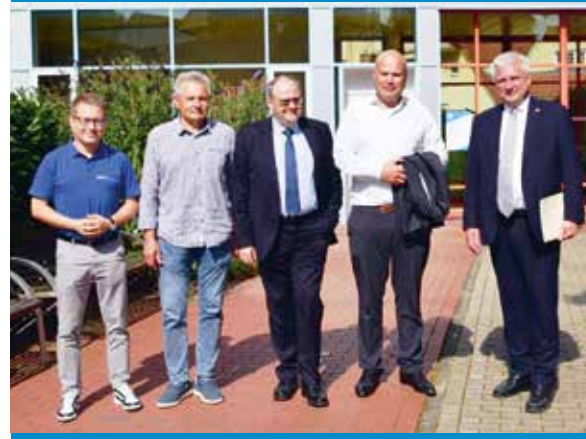


Darmzentrum mit höchstem Standard

Das Darmkrebszentrum DIAKO im Diakoniekrankenhaus Halle hat die Zertifizierung nach den Kriterien der Deutschen Krebsgesellschaft erfolgreich bestanden. Nach sorgfältiger Prüfung durch den Ausschuss Zertifikatserteilung wurde das Zentrum ohne Auflagen zertifiziert – ein starkes Zeichen für qualitativ hochwertige Versorgung und engagierte interdisziplinäre Zusammenarbeit aller Beteiligten. Für Patientinnen und Patienten bedeutet die Zertifizierung, dass im Darmkrebszentrum nachgewiesen die modernsten, qualitätsgesicherten Vorgehensweisen angewendet werden. Neben der interdisziplinären Zusammenarbeit im Haus und innerhalb bestehender Netzwerke wurden sämtliche Phasen von Diagnostik über Therapie bis zur Nachsorge genau geprüft. Herzstück der Behandlung ist der wöchentliche Austausch aller Beteiligten im Tumorboard. In diesem werden alle Fälle einzeln besprochen und individuelle Therapie-schritte festgelegt. Das Team freute sich entsprechend über die Bestätigung und Anerkennung seiner Arbeit.

Das Darmzentrum am Diakoniekrankenhaus Halle besteht seit 2008 und unterzieht sich seitdem regelmäßig Zertifizierungsprozessen. Mit der neuerlichen Bestätigung durch das Institut OnkoZert wurde erneut der höchste Standard erreicht.

Gesundheit in Guben



Grenzüberschreitende Versorgung

Knut Abraham, Koordinator der Bundesregierung für die deutsch-polnische Zusammenarbeit, und Torsten Göhler, Vizekonsul des Generalkonsulates der Bundesrepublik Deutschland in Breslau, besuchten am 30. Juli das Diakoniekrankenhaus Naëmi Wilke Guben. Sie zeigten großes Interesse an den Aktivitäten zum Aufbau eines internationalen Gesundheitszentrums in Guben. Das grenzübergreifende Zukunftsprojekt, das mit fast einer Million Euro von der EU gefördert wird, wird getragen von den Städten Guben und Gubin, dem Universitätsklinikum in Zielona Góra und der kassenärztlichen Vereinigung Brandenburg.

Konkret heißt das: Deutsche und polnische Staatsbürger sollen unabhängig von ihrer Versicherung in diesem Zentrum ambulante medizinische Leistungen in Anspruch nehmen können. Das Zentrum wird durch niedergelassene Fachärzte besetzt. Unterstützer in dem extra für dieses Projekt gegründeten Expertenrat sind unter anderem die AOK, die DAK sowie der polnische nationale Gesundheitsfond (NFZ). Während im Hintergrund viele rechtliche Hürden überwunden werden müssen, läuft im Vordergrund schon die praktische Arbeit. Im September vor einem Jahr wurde die Geschäftsstelle „Naëmi+“ im polnischen Gubin eingeweiht. Hier lassen sich deutsche und polnische Bürgerinnen und Bürger zu den jetzt schon möglichen Behandlungen im jeweiligen „Ausland“ informieren.

Bildung in Caputh



Spende für Bewegungsfreude

Im Evangelischen Kindergarten Arche Noah in Caputh wurde dank der Unfallkasse Brandenburg in den vergangenen 13 Monaten das Hengstenberg-Projekt durchgeführt – ein pädagogisches Bewegungskonzept nach den Ideen von Elfriede Hengstenberg. Dabei geht es nicht um vorgegebene Übungen, sondern um freies, selbstbestimmtes Bewegen: Kinder dürfen mit einfachen Holzgeräten wie Leitern, Hockern oder Balancierstangen experimentieren – ganz ohne Druck und starre Anweisungen.

Die Unfallkasse Brandenburg stellte die Bewegungsgeräte zur Verfügung und begleitete das Projekt mit einer praxisnahen Fortbildung direkt in der Einrichtung. Damit können Kinder nicht nur Bewegungsfreude, sondern auch soziale und emotionale Stärke entwickeln.

Stiftung in Teltow



Neue Trafostation

Auf dem Stammgelände in Teltow wurde eine neue, begehbare Trafostation errichtet. Der bisherige Transformator hatte seine Kapazitätsgrenze erreicht und entsprach nicht mehr den heutigen technischen Anforderungen. Mit der neuen Station stellen wir eine stabile und zukunftssichere Stromversorgung sicher – ein wichtiger Schritt, um den steigenden Energiebedarf zuverlässig und energieeffizient abzudecken. Die geplante Fertigstellung der Anlage ist für das 4. Quartal 2025 anvisiert.

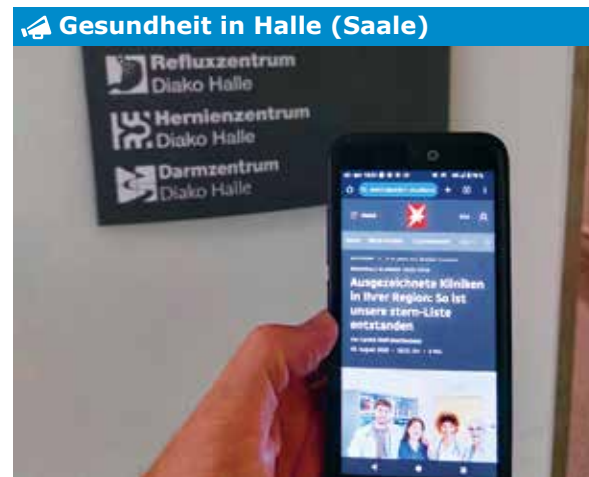


Gesundheit in Guben

Digitales OP-Vorgespräch

Die Nachfrage nach Operationen am Diakoniekrankenhaus Naemi Wilke Guben wächst – auch international. Um den organisatorischen Aufwand für Patientinnen und Patienten zu reduzieren, setzt das Haus dabei auf digitale Vorgespräche. Ab sofort können die Narkosevorgespräche auch per Videosprechstunde geführt werden – flexibel, ortsunabhängig und zeitsparend. Ob für Berufstätige, pflegende Angehörige oder ältere Menschen: Die Tele-Visite erleichtert den Alltag erheblich. Geschäftsführer Andreas Mogwitz erklärt: „Unser Ziel ist es, zukünftig zwei Drittel der Patienten in der Klinik und ein Drittel zu Hause zu versorgen. Die Tele-Visite gehört zu den dafür notwendigen Bausteinen.“

Neben der Tele-Visite setzt das im Diakoniekrankenhaus Naemi Wilke Guben bereits auf das TeleDoc Mobile – ein mobiles System mit Raumkamera, das Fernärzten eine aktive Beteiligung an Diagnostik und Betreuung ermöglicht.



Gesundheit in Halle (Saale)

Hernienzentrum Halle ist „ausgezeichnete regionale Klinik“

Die Klinik für Allgemein- und Viszeralchirurgie im Diakoniekrankenhaus wurde mit dem Hernienzentrum in die Liste „Deutschlands ausgezeichnete regionale Kliniken 2025/26“ des Nachrichtenmagazins stern aufgenommen. Als Begründung dafür wurden die Fallzahlen sowie die Zertifizierung angegeben.

Die Liste richtet ihren Fokus auf bestimmte fachspezifische Behandlungen und ermöglicht es, gezielt Informationen zu Spezialistinnen und Spezialisten zu erhalten. Bei der Erstellung der Liste spielen unter anderem die Einhaltung von Mindestbehandlungszahlen sowie die Bewertungen in Patientenportalen eine Rolle. Damit basiert die Auswertung sowohl auf fachlichen Kriterien als auch auf öffentlich geäußelter Patientenzufriedenheit. Die Entscheidungen zur Aufnahme in die Liste treffen Journalistinnen und Journalisten. Herzlichen Glückwunsch an das Team des Hernienzentrums.



Altenhilfe in Luckau

Rest-Cent-Spende

Das Evangelische Hospiz Luckau hat eine großzügige Spende im Rahmen der diesjährigen Rest-Cent-Spendenaktion der Firma SPIE in Höhe von 1.000 € erhalten. Viele Mitarbeitende haben sich freiwillig dazu entschieden, die Cent-Beträge ihres Gehalts für wohltätige Zwecke zu spenden. Das Unternehmen selbst verdoppelte die angesparte Summe und rundete sie zusätzlich auf. Aktuell werden acht gemeinnützige Einrichtungen in ganz Deutschland mit einem Scheck aus diesem Spendentopf unterstützt.



Gesundheit in Luckau

Ambulantes Therapiezentrum

Anlässlich der Neueröffnung des Ambulanten Therapiezentrums vom Evangelischen Krankenhaus Luckau während des „Tags der Physiotherapie“ besuchten die Landtagsabgeordnete Nadine Graßmel und die Bürgermeisterkandidatin Reya Anna Boro die neuen Praxisräume. Der Besuch war ein wichtiges Zeichen der Wertschätzung für die Arbeit der Therapeutinnen und Therapeuten, die täglich mit großem Engagement für die Gesundheit von Patientinnen und Patienten im Einsatz sind. Die zwei Frauen betonten, wie bedeutsam wohnortnahe Therapieangebote für die Gesundheitsversorgung und Lebensqualität der Bürgerinnen und Bürger sind.

Impressum

Ausgabe 4 | 2025
Evangelisches Diakonissenhaus Berlin Teltow Lehnin
Lichterfelder Allee 45, 14513 Teltow
Vorstand (v.i.S.d.P.)
Matthias Blume • Prof. h.c. Hans-Ulrich Schmidt •
Dr. Gundula Griebmann

Redaktion

Udo Israel

Texte:

Udo Israel [UI], Alexander Schulz [AS], Helen Hahmann [HH], Renate Kulick-Aldag [RKA], Jörg Wunderlich [JW], Nadja Hagen [NH]

Kontakt & Bestellmöglichkeit

Diakoniewerk Halle im Diakonissenhaus Teltow
Lafontainestraße 15 • 06114 Halle (Saale)
Tel.: 0345 778-6203
diakoniewerkschau@diakoniewerk-halle.de
www.diakonissenhaus.de/diakoniewerkschau

Abbildungsnachweis

Marcus-Andreas Mohr: Titel, S. 19–21, 24
Maik Preißer: S. 2, 14, 16
Alexander Schulz: S. 2
Archiv: S. 4, 5, 8
Markus Scholz: S. 5, 10, 13, 16–18, 28
Privat: S. 6
Michael Lüder: S. 6, 7, 10
Christoph Schickl: S. 11
Susanne Hahn: S. 11
Sven Dietzel: S. 12
Diakoniekrankenhaus Naëmi Wilke Guben: S. 15, 24, 26
EDBTL: S. 19, 22, 23, 25, 27
Udo Israel: S. 22, 26
Holger Volk: S. 28

Gestaltung

Holger Volk, www.acme-design.com

Druck

Druckerei Hessel

Papier

Gedruckt auf Iona®jet [FSC®, Europäisches Umweltzertifikat (EU Ecolabel), Elementarchlorfrei gebleicht (ECF)]



Diese Publikation wird unter einer Creative-Commons-Lizenz veröffentlicht: www.creativecommons.org
Sie dürfen das Werk vervielfältigen, verbreiten und öffentlich zugänglich machen. Es gelten folgende Bedingungen: Namensnennung. Keine kommerzielle Nutzung. Keine Bearbeitung.



Danket dem Herrn, denn er ist freundlich. Und seine Güte währet ewiglich!

Psalm 118,1

Viele Zeitgenossen kennen die Beschreibungen für die Jahreszeiten, die uns als Jahreszyklus begleiten und unsere Zeit strukturieren:

Der Frühling als die Zeit des Erwachens der Natur. Es fängt wieder an, farbenfroh in der Natur zu werden: Blumen blühen, Bäume werden grün, Gräser werden bunt.

Der Sommer bringt Wärme, lange Tage, die uns zu ausgiebigen Aktivitäten in der Natur animieren. Das Leben brummt – das hört man nicht zuletzt dort, wo Bienen und Insekten am Lavendel nasschen.

Der Herbst ist wiederum eine „bunte Jahreszeit,“ weil wir sehen, wie sich die Blumen verfärben; Bäume werden bunt, weil ihre Früchte abfallen und die Blätter sich verändern.

Genau hier sind wir angekommen: Wir sehen die bunten Bäume – wir sehen die reifen Früchte, die wir vor uns haben: In diesem Jahr fiel die Ernte in vielen Bereichen sehr großzügig aus: Kartoffeln, Erbsen, Tomaten, Äpfel, Mirabellen, Pflaumen, Birnen und vieles mehr! „... und seine Güte währet ewiglich!“

Wie schmerzhaft es ist, wenn diese ewig währende Güte nicht so reichlich und regelmäßig vorliegt, sehen wir in jedem Jahr: die Ernte im letzten Jahr war nicht dieselbe wie in diesem – Obst ist nicht so reichlich gewesen, Winter-Weizen, Getreide und Wein waren nicht in derselben Menge ... Das erinnert mich an eine Geschichte, in der ein ungeduldiger Bauer diesen Prozess der Ernte dadurch beschleunigen will, dass er immer mal wieder bei den Setzlingen nachschaut um zu prüfen, wie weit sie bereits gewachsen sind. Sie wuchsen nicht so schnell, wie der Bauer es wollte und so zog er an den Setzlingen bis sie die „richtige“ Größe aus seiner Sicht hatten. Wir ahnen, welches Ergebnis

zu Buche schlägt: Die Setzlinge sind kaputt, weil sie in ihrem Wachstumsprozess gestört und behindert worden sind.

Wir sehen, dass „jemand anders“ im Hintergrund Fäden zieht – Wachstum schenkt – in das Wachstum eingreift und es fördert: „Solange die Erde steht, soll nicht aufhören: Saat und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht“ (1. Mose 8,22). Diese Zusage Gottes nimmt uns ein gutes Maß an Verantwortung ab, nicht nur die Aussaat zu gewährleisten, sondern auch noch das Wachstum und die Reife der Saat zu garantieren. Genau daraus entsteht der Dank: Dank dafür, letztlich nicht für alles und jedes verantwortlich sein zu müssen, sondern dem Schöpfer „Danke“ zu sagen: „Danket dem Herrn, denn er ist freundlich ...“

Es ist aber nicht nur eine Zeit, über die Ernte ein „Danke“ zu sprechen, sondern generell ein „Danke“ für das zu sagen, was uns in diesem Jahr geschenkt wurde: ein bestandenes Abitur, eine bestandene Lehre, Gesundheit, Freunde, eine Familie und so vieles mehr.

Für welche Dinge in Ihrem Leben sind Sie dankbar? Nehmen Sie sich ein paar Minuten Zeit beim Spazieren gehen, am Küchentisch oder welchen Lieblingsort Sie auch immer haben.

*Marlies Lang,
Seelsorgerin*

